Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern 10 Pf.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Haupt-Filiale Dresden: Marienstraße 34. Fernsprecher Amt I Nr. 1713.
Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhdlg., Lützowstraße 10. Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

Amtsblatt des Königl. Land- und des Königl. Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Familien- und Stellen-Anzeigen 20 ₰.
Finanzielle Anzeigen, Geschäftsanzeigen unter Text oder an besonderer Stelle nach Tarif.
Die 4gespaltene Reklamezeile 75 ₰.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Extra-Beilagen (nur mit der Morgen-Ausgabe) nach besonderer Vereinbarung.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

Nr. 127. **Freitag** den 10. März 1905. **99. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Der Kaiser Franz Josef reist am 17. nach Pest, um die Lösung der ungarischen Krisis persönlich in die Hand zu nehmen.

* Aus Rom wird gemeldet, Fortis habe beschlossen, das Ressort des Innern selbst zu übernehmen. Nach der „Tribuna" werden 4 bis 5 der bisherigen Minister beibehalten werden.

* Nach einer Reuterdepesche aus Mukden richten die Russen auf die Japaner, die auf der Eisenbahnlinie herankommen, von der Umgebung der Kaisergräber aus ein heftiges Geschützfeuer. Die Japaner strebten eifrigst nach Norden und suchten den rechten russischen Flügel zu umfassen. (S. russ.-jap. Krieg.)

Die Sanierung der Reichsfinanzen.

Bisher hatte der gute Bürger, dessen Verhältnisse nicht zur Zufriedenheit seiner Gläubiger geordnet waren, stets die Möglichkeit, humoristisch darauf hinzuweisen, daß ja auch der Staat, die für den Einzelnen vorbildliche Gemeinschaft, lediglich auf Borg lebe. Das deutsche Reich machte es nicht anders, als so mancher lockere Vogel; wenn seine Einnahmen für die Ausgaben nicht reichten, so hieß es einfach: „Borg ich mir einen!" Das Mittel erwies sich als probat und von Anleihe zu Anleihe lebte sich's ja ganz behaglich. Jetzt aber ist in dem Freiherrn von Stengel ein ernster Mann an die Spitze der Reichsfinanzen getreten, der uns demnächst neue Reformvorschläge vorlegen wird, da sein bisheriges, nach ihm benanntes Gesetz, die lex Stengel, dem Uebel nicht an die Wurzel gegriffen hat. Der Bürger hört nur ungern von Finanzreformen, weil er weiß, daß „Reform" auf diesem Gebiete nur eine neue Steuer bedeutet. Indessen, man soll, nach Hebbels treffendem Wort, den Staat nicht wie eine Last tragen; der Einsichtige weiß genau, daß auf Erden nur der Tod umsonst ist, und daß wir für die Güter, die der Staat uns gewährt, natürlich auch eine Gegenleistung entrichten müssen. Prinzipiell bejahen wir alle diese Verpflichtung und niemand wird es unnatürlich finden, daß für die immer steigenden Ausgaben auch neue Einnahmequellen geschaffen werden müssen. Es handelt sich nur darum, daß der bedürftige Staat möglichst rationell und gerecht vorgeht.

Zuerst hatte man damit gerechnet, daß die höheren Einkünfte aus den neuen Handelsverträgen, die am 1. März 1906 in Kraft treten sollen, unser Land mit einem Goldregen befruchten würden, allein, da kam das Zentrum und ließ den größten Teil der Mehreinnahmen aus den Zöllen für die kommende Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter festlegen. Es gilt also, die Wünschelrute anderswo klopfen zu lassen. Eine Zeitlang hieß es nun, der Tabak oder das Bier würden besteuert werden. Auch wer der Ansicht ist, daß beide Genußmittel eine höhere Besteuerung vertragen würden, kann sich nicht verhehlen, wie unpopulär nun einmal derartige Steuern sind und mit diesem Empfinden, mag es berechtigt oder unberechtigt sein, muß der Politiker rechnen. Auch kommt noch hinzu, daß durch die neuen Handelsverträge die Lebenshaltung des Volkes ohnehin schon verteuert worden ist und daß gerade in diesem Augenblick eine neue Belastung des Konsums wahrscheinlich die heftigste Erbitterung hervorrufen würde. An eine Besteuerung des Tabaks scheint Freiherr von Stengel nicht mehr zu denken, und was die Biersteuer anbetrifft, so würde der Reichstag jedenfalls nicht mehr bewilligen, als eine in engen Grenzen gehaltene Staffelung der Braustener, die keinen nennenswerten Betrag ergeben würde. So bleibt dem Staatssekretär nur der Weg der direkten Besteuerung übrig, aber auch dieser Weg ist insoweit bereits verlegt, als eine Reichsvermögenssteuer dem Widerstande der Einzelstaaten gegenüber kaum durchzusetzen wäre. Die Einzelstaaten sind in erster Linie auf diese Steuer als Finanzquelle angewiesen und würden außerdem in jedem derartigen Versuche eine gefährliche Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit erblicken. Unter diesen Umständen läßt sich nur noch an die Wehrsteuer oder an eine Reichserbschaftssteuer denken und es scheint, als ob Herr von Stengel der beabsichtigten großen Reform die Erbschaftssteuer zugrunde legen will. Wir hätten unsererseits dagegen nichts einzuwenden, vorausgesetzt natürlich, daß diese Steuer einen progressiven Charakter trägt. Wer viel erbt, muß viel abgeben, wer wenig erbt, wenig. Wem von einem Vetter sechszehnten Grades eine Million zufällt, der muß natürlich mehr bezahlen, als wer von seiner Tante dreitausend Mark erbt. Es bleibt den gesetzgebenden Faktoren vorbehalten, eine Abstufung festzusetzen, die dem Zwecke der Steuer gerecht wird und zugleich die Billigkeit dem Einzelnen gegenüber nicht aus der Acht läßt. Ein Novum bedeutet ja diese Steuer nicht, denn sie besteht bereits in mehreren anderen Ländern, bringt in England 300 Millionen Mark Jahresertrag, in Frankreich 150 Millionen Mark und es ist eigentlich nur zu verwundern, daß wir noch nicht zu diesen naheliegenden Sanierungsmitteln gegriffen haben. Die Erhebung ist leicht und da das bürgerliche Gesetzbuch die Verschiedenheit des Erbrechts in den einzelnen Staaten nivelliert hat, so würden sich ernste Schwierigkeiten nirgends herausstellen. Auf Widerstand dürfte der Gedanke, wie man schon jetzt aus der Haltung der „Deutschen Tageszeitung" ersehen kann, nur in denjenigen Kreisen stoßen, die ihre ganze politische Tätigkeit nach dem Worte geregelt haben, daß Nehmen seliger denn Geben ist.

Im Anschluß hieran sei noch ein sehr wichtiger Gesichtspunkt erwähnt, auf den die „Natlib. Korresp." zu sprechen kommt. Sie schreibt über die schwache Stellung des Reichsschatzsekretärs:

Als eine der wesentlichsten Voraussetzungen des Erfolges einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Finanzreform im Reiche haben wir bezeichnet, daß die Stellung des Staatssekretärs des Reichsschatzamtes zu einer selbständigeren ausgestaltet werde. Es handelt sich hier um eine alte liberale und speziell von der nationalliberalen Partei wiederholt geltend gemachte Forderung. Aber nicht wegen der historischen Bedeutung, die sie für unsere Partei hat, kommen wir auf sie zurück, sondern weil ihre Berechtigung im Laufe der Jahre auch von solchen Männern immer mehr anerkannt wurde, die abgesehen von ihrer Parteistellung und ihrer größeren oder geringeren Vorliebe für die eine oder andere Parteirichtung im bestverstandenen Interesse der Entwicklung des Reichsfinanzwesens zu der Ueberzeugung gelangt sind, mit der Bewilligung erhöhter Reichseinnahmen allein sei nur für eine verhältnismäßig kurze Zeit Abhülfe zu schaffen, wenn nicht gleichzeitig die Stellung des Reichsschatzsekretärs eine Verstärkung erfahre. Daß sie zurzeit eine starke nicht ist, ist publici juris. Wiederholt wurde früher und später das Bild gebraucht, der Reichsschatzsekretär befinde sich zwischen zwei harten Mühlsteinen, nämlich zwischen dem Einfluß des preußischen Finanzministers und dem der Chefs der Heeres- und der Marineverwaltung. In Preußen, dem größten Einzelstaate, haben die Erfahrungen dazu geführt, die Stellung des Finanzministers besonders stark auszugestalten. Der preußische Finanzminister kann ungeachtet der Kollegialverfassung des preußischen Staatsministeriums in finanziellen Fragen, wenn er nicht will, im Staatsministerium niemals überstimmt werden. Er hat das Recht, direkt an die Krone zu appellieren. Der Reichsschatzsekretär kann, wenn ihm nicht der starke Einfluß des Reichskanzlers zur Seite steht, schon bei der Aufstellung des Reichshaushaltplanes durch den Kriegsminister oder das Reichsmarineamt in seinen Dispositionen vollständig matt gesetzt werden. Im Bundesrat hat er nur das Recht, die preußische Stimme (des Finanzministeriums) zu führen. Es liegt auf der Hand, daß, je verfahrener die Reichsfinanzangelegenheiten sind und je erwünschter es ist, wenn endlich Ordnung in die Sache kommt, um so notwendiger es auch ist, zu verfahren, wie wir vorschlagen.

Der Aufstand in Südwestafrika.

Hendrik Witboi bei den Engländern in Sicherheit.

Die Frage, wo sich der Kapitän Hendrik Witboi befinde, scheint nun dahin beantwortet werden zu können, daß er wirklich auf britisches Gebiet entkommen ist. Das Hauptblatt der Afrikaner im Kaplande „Das Land" äußert sich zu der Erklärung englischer Regierungsblätter, daß Hendrik stets auf britischem Gebiete Asyl finden könne, dahin: Wenn das die Gedanken seien, die unsere Regierung beseelten, dann könnten die Deutschen mit Recht ausrufen: Himmel, bewahre uns vor unseren englischen Freunden! In einer eingeschalteten Bemerkung wird mitgeteilt, daß der Uebertritt Hendriks auf britisches Gebiet seitdem erfolgt ist. Dadurch wird bestätigt, was man bisher nur vermutete. In den amtlichen Depeschen des Generals v. Trotha wird Hendrik Witboi zum letzten Mal am 13. Januar erwähnt.

Liebesgaben-Schicksal.

Vor etwa zwei Wochen gingen Klagen durch die Presse, daß die durch Vermittlung der Firma Matthias Rolde nach Südwestafrika abgesandten Pakete in Swakopmund lagern, ohne weiterbefördert zu werden. Jetzt wird der „Dr. L. N." wieder der Brief eines Offiziers vorgelegt, der die ganze Zeit über an oder in der Nähe der Eisenbahn beschäftigt gewesen ist und trotzdem die im November abgeschickten Pakete anfangs Februar noch nicht erhalten hatte. Es heißt in dem Brief:

„So erfahre ich von hier, daß die Pakete in Swakopmund in Bergen herumliegen; kein Mensch bekümmert sich darum; es wird flott gestohlen; wer etwas haben will, muß selbst suchen — auf die Aussicht hin, doch nichts zu finden. Für die Zukunft alles durch die Post schicken, wenn es auch etwas mehr kostet, das ist die Lehre, die wir daraus ziehen müssen. Ich hatte mich so auf alles gefreut und nun ist es nichts. Auch das Offizierkorps hatte mir eine Weihnachtskiste durch Tantelmann zugedacht. Nichts ist eingetroffen. . . ."

Das ist denn doch in hohem Maße zu bedauern. Gewiß ist es nur selbstverständlich, daß zunächst die unbedingt notwendigen Kriegserfordernisse mit der Bahn befördert werden müssen. Andererseits kommen aber doch die mit der Post beförderten Pakete richtig an. Da müßte es doch möglich sein, diese einmal eine Woche in Swakopmund warten zu lassen, und inzwischen einen Teil der älteren, „abgelagerten" Sendungen zu befördern. Sollte vielleicht St. Bureaukratismus seine Hand dabei im Spiele haben? Vielleicht die „bezahlten" Pakete den „unbezahlten" vorziehen? Vielleicht auf „Anweisung aus Berlin" warten? Jedenfalls sollte man es hier noch einmal mit einer nicht mißzuverstehenden Depesche versuchen. Sie wirken manchmal Wunder.

Die Krisis in Rußland.

Zur Judenfrage.

Der „Voss. Ztg." wird aus Petersburg geschrieben: Obwohl die jüdische Bevölkerung nur den winzigen Teil von etwa 2,7 v. H. der Gesamtbevölkerung Rußlands ausmacht, bildet die Judenfrage einen der wesentlichsten Grundpfeiler, auf den die Gegner durchgreifender Reformen sich stützen. In einigen Tagen soll die Judenfrage im Ministerkomitee erörtert werden, und, da von den zu treffenden Entscheidungen nicht nur die Zukunft der jüdischen Bevölkerung, sondern ganz Rußlands beeinflußt wird, sei dieser Gegenstand einer kurzen Beleuchtung unterworfen. Innerhalb der russischen Intelligenz gibt es gegenüber den Juden drei Gruppen, die ich charakterisieren möchte als die Indifferenten, die Antisemiten und die Egoisten, wobei die Egoisten wiederum in wirtschaftliche und politische Egoisten eingeteilt werden müssen. In der heutigen Stimmung in der Intelligenz bilden die Indifferenten die Mehrzahl. In der jüdischen Masse sieht das Wirken der gebildeten Russen keine Gefahr für das Land, wohl aber ein Stimulans für den faulen russischen Bauern und Kaufmann. Mit den Indifferenten in eine Reihe können die wirtschaftlichen Egoisten gestellt werden. Ihrer sozialen Stellung nach sind sie vorwiegend Staatsbeamte und wir finden sie darum auch bei den energischesten Vertretern des Absolutismus. Wenn Finanzmänner wie Witte und Kokowzow Gegner der Judengesetze sind, dann versteht das wohl ein jeder; schwieriger jedoch ist der als Reformfreund bekannte Gouverneur von Tula zu verstehen, es sei denn, daß wir in ihm den Typus eines „aufgeklärten Antisemiten" sehen wollen. Tatsächlich duldet der Gouverneur von Tula die Juden, die dort kein Wohnrecht haben, lediglich aus dem Grunde, weil sie seit 1890 eine sehr bedeutende Belebung des Handels brachten und der sehr ausgedehnten Handelsindustrie neue Lebensgeister durch Eröffnung entfernter Absatzgebiete einflößen. Von den Antisemiten ist wenig zu sagen. Neben den Argumenten, die ihre westeuropäischen Gesinnungsgenossen ins Feld führen, haben sie noch ein eigenes: Die Bauern müssen erst auf eine höhere Stufe gebracht werden, damit sie imstande seien, sich gegen jüdische Ausbeutung zu schützen. Bildung geben sie aber dem Bauern nicht, weil er sonst die Religiosität verlieren könnte.

Feuilleton.

Die Wehrlosen.

Von Charlotte Eliersgaard.

4] Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Nachdruck verboten.

Der Buchhalter sagte zunächst immer, Helwig wäre ja ein ungewöhnlich fleißiger Mann, eigentlich wäre er ein prächtiger Mensch — aber . . . . und dann hatte er freie Bahn. Ein bißchen blieb immer sitzen.

Helwig war zu stolz, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der Kampf, der zwischen diesen beiden in der Stille geführt wurde, war also absolut ungleich. Daß die gnädige Frau in der letzten Zeit der Familie Helwig gegenüber so wohlwollend gewesen, hatte den Eifer des Buchhalters noch mehr entflammt. Helwig hatte mehrere von diesen kleinen Reibereien mit ihm gehabt, während seine Frau im Bett lag und glücklich war.

Wenn sie mit ihrem festen Glauben auf die Gehaltszulage herauskam und die Behauptung aufstellte, ihre Sorgen hätten nun ein Ende, lächelte er nachsichtig. Er konnte es nicht übers Herz bringen, an ihrem Luftschlosse zu rütteln. Etwas würde er selbstverständlich aus der gnädigen Frau herausholen, aber daß es nicht die großen Summen waren, von denen sein Frauchen phantasierte, das wußte er recht wohl. Und daß er um die bescheidene Summe, die er forderte, einen Kampf bestehen mußte, wußte er auch.

Aber er mußte doch Mut fassen und sich hinauswagen.

Ach, wie genau er diese Reise nach der Villa kannte! Wenn die gnädige Frau mit ihrem kühlen Lächeln erschien, ihm eine Zigarre anbot und höflich, aber so unendlich unzugänglich war! Nicht ein Haar breit half sie ihm auf den Weg, eher verschloß sie sich noch mehr und mehr in sich selbst. Und während er sich dazu aufgerafft hatte, das zu sagen, was gesagt werden mußte, wurde ihr Lächeln immer strenger und strenger.

Und doch hatte er sich auf diese Weise hundert Kronen auf hundert Kronen erzwingen müssen, bis er zu dem gelangt war, was er jetzt hatte.

Aber das half ja nichts, daß er sich in die unangenehmen Erinnerungen vertiefte. Es war besser, all seinen Mut zusammenzunehmen, um den neuen Strauß mit der Dame auszufechten. — — — — — — — — —

Als Helwig sich dem Schmiedeeisengitter des Gartens näherte, verspürte er doch eine unglaubliche Lust, wieder umzukehren. Aber er ermannte sich.

Vom Spielplatz her hörte er das Klappen der Krocketkugeln. Die gnädige Frau war im Garten. Sie machte sich ihre gewöhnliche Motion vor dem Frühstück. Sie ging mit aufgeschürzten Seidenröcken und hatte Holzschuhe über den feinen Stiefeln. Uebrigens war es modern, auf der Villa in Holzschuhen zu gehen, man konnte dann so schön bei jedem Wetter herumstreifen.

Frau Höegh war gerade in einem interessanten Spiel begriffen, als sie Helwig bemerkte.

Was denn geschehen wäre? Es wäre doch Geschäftszeit. . . . . War denn Helwigs Anliegen so wichtig, daß er nicht hätte telephonieren können? . . . Oder . . . ein ärgerlicher Gedanke stieg in ihr auf. . . . Nein, nein, das konnte es nicht sein. Sie war ja neulich erst so unendlich freigebig gewesen. . . . Und sie hatten doch auch wohl Takt, diese Menschen. . . . Obwohl man von der Sorte Gott weiß alles erwarten konnte. . . . Er fing an, recht großartig zu werden, dieser Helwig. . . . Glaubte wohl bald, er wäre unentbehrlich. Sie war gewiß genötigt, ihn ein bißchen zu bremsen.

Dann verzog die gnädige Frau den Mund. Sie unterdrückte ein ganz leises Gähnen und ging aufs Haus zu.

Jetzt saßen Frau Höegh und Helwig gemütlich in den Korbstühlen der Glasveranda. Die gnädige Frau klingelte nach Selterwasser. Helwig sah so erhitzt aus, er konnte wohl etwas Kaltes vertragen.

Ob es die Länge des Weges war, die ihn so erhitzt hatte, oder der Gedanke an das, was er sagen wollte. — Das konnte man ihm nicht ansehen. Aber das letztere war sicherlich das Wahrscheinlichere.

Frau Höegh thronte, halb in ihren Korbstuhl zurückgelehnt. Unter den Kopf hatte sie sich ein rotes Seidenkissen gelegt.

Helwig saß da und überlegte, wie er wohl am besten anfangen sollte.

Auf dem Wege hatte er sich alles so klar und einleuchtend zurechtgelegt. Die Worte waren kraftvoll und gut gewählt. Und nun konnte er nicht ein einziges von den Worten finden, die er so nötig brauchte.

Ach, durfte er nur warm und innig zu ihr sprechen, mit ihr sprechen, wie ein Mensch zu einem Menschen spricht. . . . Aber sie saß ja steif und unnahbar da, wie eine König'n, die nur leere Worte entgegennahm.

Und so viel Mut, daß er alles zerbrechen konnte, hatte Helwig nicht. Sicherlich stand diese Frau im Bündnis mit übernatürlichen Mächten. Mit einem Blick zähmte sie alle, die in ihre Nähe kamen.

Jetzt sah sie so bestimmt auf Helwig, als ob sie sagen wollte:

„Na, Sie haben wohl ein Anliegen?"

Laut aber sagte sie:

„Es ist Geschäftszeit, Herr Helwig, was ist das für eine wichtige Mitteilung, die Sie mir zu machen haben?"

Helwig stammelte zuerst wie ein verlegener Schuljunge. Dann aber faßte er plötzlich Mut und sagte:

„Meine gewöhnliche Bitte, gnädige Frau."

„Ihre gewöhnliche Bitte?" Jetzt war die gnädige Frau an der Reihe, verlegen zu werden. Aber das dauerte nur eine Sekunde. Bald nahm sie wieder all ihre Würde zusammen.

„Wie soll ich das verstehen?"

Helwig war wieder ganz aus dem Konzept.

„Verstehen Sie denn nicht, gnädige Frau", sagte er bittend. . . . „Es handelt sich um mein Gehalt, ich kann nicht mehr damit auskommen."

Die gnädige Frau überhörte den Ton und sagte ganz schnell und geschäftsmäßig:

„Wieviel haben Sie doch jetzt jährlich, Herr Helwig?"

„Zweitausend Kronen."

„So, also so weit sind Sie gestiegen, das ist doch ganz schön. Finden Sie eigentlich nicht, daß zweitausend Kronen viel Geld sind?"

Der Ton der gnädigen Frau klang wieder milde und weniger geschäftsmäßig.

„Ja, es ist wohl viel Geld, aber ein Jahr ist doch lang", sagte Helwig mutig.

„Nun, es hat wohl dieselbe Länge für Sie, wie für uns."

Die gnädige Frau fühlte sich in diesem Augenblick mit dem Volk verwandt.

„Ja, aber es wird mir so furchtbar, furchtbar schwer, auszukommen", fuhr Helwig fort, während er sich nervös erhob. Es war so dumm, daß er nichts weiter als diese gehackten Sätze herausbekam. . . . Aber was braucht es denn das auch. Die gnädige Frau wußte ja, was er wollte. Es war im Grunde ja gar nicht nötig, sich deutlicher zu erklären.

„Ach, wenn die gnädige Frau nur wüßte, wie wir jeden Schilling umdrehen müssen, bevor wir ihn ausgeben", sagte er . . . „und jetzt, wo die Familie Zuwachs bekommen hat."

Aber nun erhob sich die gnädige Frau auch und stellte sich vor ihn hin:

„Zuwachs bekommen", sagte sie spitz, „habe ich Sie darum gebeten, war Ihre Familie nicht schon vorher groß genug? . . . Habe ich vielleicht selbst Kinder?"

„Nein, gerade . . . und deshalb . . . meinte ich."

„Ja, Sie meinen so viel, Herr Helwig, aber Sie sind auch vergeßlich. . . . Habe ich Ihnen nicht über diese . . . diese unvorhergesehenen Ausgaben hinweggeholfen? . . . Sie hätten mir die Unannehmlichkeit ersparen sollen, Sie daran erinnern zu müssen."

„Wir sind ja auch dankbar, meine Frau und ich", stammelte Helwig, „aber . . . aber . . ."

„Ich könnte mich fast versucht fühlen, daran zu zweifeln", sagte die gnädige Frau fast traurig, „wären